

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, SchulstraÙe 37.

Halle a. S., Dienstag 9. November 1897.

Verleger: Carl Ziemann, Berlin S.W., Unter den Eichen 15.

Einige Zeilen zu den neuesten Nachrichten über den Mann für Galle und Honig...

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm will seit gestern im Uberschwemmungsgebiet der Provinz Schlesien. Mit eigenen Augen will der Monarch sich über die furchtbaren Schäden unterrichten...

maÙ Gutes in der Frage eingefordert sein. Wählervereine gebot zu leisten...

Wie verlautet, wird der wirtschaftliche Ausschuss zur Vorbereitung und Begutachtung handelspolitischer Maßnahmen Mitte November nach Berlin berufen werden.

Die A. B. N. kommen wiederum auf den Wagenmangel auf den Eisenbahnen zu sprechen, indem sie zwar zugeben, daß ein solcher leider vielfach besteht...

Wände der Ausbau der Wasserstraßen so haben gefordert werden können, wie es in der Absicht auf der leitenden Stellen war...

Was für die großen Industriebezirke im Rheinland und Westfalen gilt, das noch lange nicht auch für die übrigen Teile der Monarchie...

Die offizielle „A. C.“ bringt heute einen Artikel, in welchem von einer seit Kurzem vor sich gehenden und für die Zukunft noch fernergehenden Vermehrung des Betriebspersonals an den Eisenbahnen die Rede ist.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Die harte Betriebszunahme bei den preussischen Staatsbahnen erhebt sich wiederum auf eine erhebliche Vermehrung des Betriebspersonals.

Reberindustrie eingeflehten Ausstufes für die Weltausstellung in Paris mit dem Reichskommissar Herrn Graf, Regierungs- rath Dr. Richter statt.

Einiger der „Post“ ist aus London übermittelten Depesche des „Star“ datirt, aus Shanghai zufolge wurden der deutsche Gesandte in Peking, Freiherr von Schreck, sowie der Kapitän des deutschen Kanonenbootes „Kormoran“ in Peking von dem Schinesen angegriffen.

Die Ernennung des Obersten Schaefer zum Gouverneur von Kreta ist immer noch nicht vollzogen und zwar scheint von Seiten der britischen Regierung, wie wir schon früher einmal andeuteten, noch immer keine Zustimmung erfolgt zu sein.

Die Ernennung des Obersten Schaefer zum Gouverneur von Kreta ist immer noch nicht vollzogen und zwar scheint von Seiten der britischen Regierung, wie wir schon früher einmal andeuteten, noch immer keine Zustimmung erfolgt zu sein.

Oesterreich-Ungarn.

Die Ministerienangelegenheiten in Oesterreich-Ungarn.

In der gestrigen öffentlichen Sitzung des Abgeordnetenhauses zu Wien ging das Gesetz zum dem Untertage auf Ministerienanfrage wegen des Erfolges der Sprachverordnungen für Böhmen und Mähren über.

Der Abgeordnete Junke schließt mit den Worten: Die Deutschen kämpfen nicht bloß gegen die Sprachverordnungen, sondern für die Freiheit und den Fortschritt des Staates.

Der Abgeordnete Junke schließt mit den Worten: Die Deutschen kämpfen nicht bloß gegen die Sprachverordnungen, sondern für die Freiheit und den Fortschritt des Staates.

Griechenland.

Das Protokoll betreffend die Rückkehr der Thebaler.

Es gestern unterzeichnet worden. Außer den bereits bekannten Bedingungen ist festgesetzt, dass eine Abgabe von 60 Para auf 40 Dammal erhoben wird.

Brasilien.

Das Attentat auf den brasilianischen Präsidenten.

Die Ruhe in Brasilien scheint nach dem Attentate auf den Präsidenten Moraes und der Ermordung des Kriegsministers Generalis Vitencourt bisher nicht weiter gestört zu sein.

Die Ruhe in Brasilien scheint nach dem Attentate auf den Präsidenten Moraes und der Ermordung des Kriegsministers Generalis Vitencourt bisher nicht weiter gestört zu sein.

Die Ruhe in Brasilien scheint nach dem Attentate auf den Präsidenten Moraes und der Ermordung des Kriegsministers Generalis Vitencourt bisher nicht weiter gestört zu sein.

Die Ruhe in Brasilien scheint nach dem Attentate auf den Präsidenten Moraes und der Ermordung des Kriegsministers Generalis Vitencourt bisher nicht weiter gestört zu sein.



(Nachdruck verboten.)

Fremde Welten.

5) Roman von Reinhold Ortmann.

„Du glaubſt alſo nicht, daß ich Wort halten werde? — Du verläſſeſt Dich noch immer auf meine dumme Gutmüthigkeit?“

„Oh nein! — Ich begreife vollkommen, daß Du nicht länger Willens ſein kannſt, den Wohlthäter eines Menſchen zu machen, der in Deinen Augen ein Undankbarer iſt. Aber ich würde dieſe Wohlthaten ohnedies nicht länger angenommen haben. Von dieſer Stunde an, Onkel Thöniffen, gedenke ich mich ganz auf die eigenen Füße zu ſtellen.“

Der kleine Mann ſchlug ein kurzes Gelächter auf und griff nach Hut und Stok.

„Nur zu! — Ich habe gewiß keine Veranlaſſung, Dich an der Ausföhrung dieſes löblichen Vorhabens zu hindern. Nur rechne gefälligſt nicht darauf, daß ich Dich herausziehen werde, wenn Du in irgend einen Sumpf gerathen ſollteſt. Ich bin ein guter Kerl, aber ich laſſe nicht mit mir ſpielen. Bis morgen früh bleibe ich noch in der Stadt, und ich wohne in Janſon's Hotel. Sollteſt Du mir bis dahin etwas Vernünftigeres zu ſagen haben, ſo werde ich Dir mein Ohr nicht verſchließen. Aber es iſt der letzte Termin. Später würdeſt Du wahrſcheinlich umſonſt bei mir anklopfen.“

Er ging mit ſchweren ſtaupfenden Schritten zur Thür; aber er ſchien doch zu erwarten, daß ſein junger Verwandter ſich ſchon jetzt eines Besseren beſinnen würde; denn er blieb, als er die Klinke bereits in der Hand hatte, noch ein paar Sekunden lang ſtehen. Hermann Wolfhardt indeſſen machte nicht Miene, ihn durch ein demüthig bereuendes Wort zurückzuhalten.

„Wenn ich jemals bei Dir anklopfen werde, ſo werde ich gewiß nicht als ein Bittender kommen,“ ſagte er ruhig. „Und ich hoffe, dem Schuldner, der ſeine Verpflöchtungen einlöſen will, wirſt Du Deine Thür nicht verſchließen.“

Mit ein paar kurrrenden, halb unverſtändlichen Worten, die indeſſen ganz wie eine Verwünſchung klangen, verließ Thöniffen, ohne den Gutenachtgruß, den ihm Wolfhardt nachrief, zu erwidern, das Zimmer. Der Zurückgebliebene preßte, als er ſich allein ſah, noch einmal die Hände gegen die pochenden Schläfen und ſtarrte lange regungslos in dumpfem Brüten vor ſich hin. Erſt der Schlag einer nahen Kirchturmuhr, der die zehnte Stunde anzeigte, weckte ihn aus ſeinen unerfreulichen Träumereien. Die Arbeitslampe, die von Fräulein Hedent in heute nur ſchlecht verſorgt ſein mochte, war dem Verlöſchen nahe, und das kleine, röthliche Flämmchen ihres ſchwelenden Dochtes verbreitete einen widerwärtigen, athembeklemmenden Dunſt. Wolfhardt blies ſie vollends aus und taſtete im Finſtern nach ſeinem Hute. Als er an der Thür vorüberkam, die in das Zimmer der Hedmondts führte, hörte er eine ſüße, melodische Stimme die Weiſe eines luſtigen Liedchens trällern. Einen Augenblick

lauſchte er; dann aber ſtöhnte er tief auf und ſtürzte hinaus, um ſeine Stirn in dem rauhen Wind des feucht kalten Herbſt- abends zu fühlen und um bis lange nach Mitternacht planlos wie ein Verfolgter durch die Straßen der ſchlummernden Stadt zu irren.

Drittes Kapitel.

„Om! — Nicht übel, mein Kind! — Zwar noch etwas unausgeglichen und unfertig, aber das Material iſt jedenfalls vorhanden, und ich denke, wir werden ſchon etwas daraus machen.“

Das war die Kritik, mit welcher der Direktor Mühlhofer am nächſten Vormittag die Deklamationen Aba's belohnte. Er ſaß auf dem Sopha in Frau Hedmondts Wohnzimmer, eine überlange hagere Geſtalt in etwas genialem Anzuge und mit ſcharfmarkirtem, bartloſem Schaufpielergeſicht. Mit tief nachdenklicher Miene, das ſpige Kinn in die Hand geſtüßt, hatte er ihr bis dahin ſchweigend zugehört und die leuchtenden Augen der jungen Kunſtmovize hatten zuletzt mit dem Ausdruck gepanntester Erwartung an ſeinen Lippen gehangen. Es war unverkennbar, daß die lauwarme Anerkennung, die ihr endlich von ihm zu Theil wurde, ihren Hoffnungen ganz und gar nicht entſprach. Sie warf ſchmollend die Oberlippe auf und wandte ſich ab, ohne ein einziges Wort zu erwidern; Frau Hedmondt aber, die in einem hellen, nicht mehr ganz ſauberen Schlafrock am Fenſter ſaß, beeilte ſich, in dem ſüßeſten Tone, der ihr zu Gebote ſtand ſtatt ihres Töchterchens zu ſagen:

„Sie wollen die Kleine alſo wirklich engagiren, mein lieber Herr Direktor? — Ach, ich kann Ihnen nicht ſagen, wie froh und glücklich ich darüber bin! In keinem Hoftheater könnte ihr Talent beſſer gepflegt und entſaltet werden, als in Ihrer Schule.“

Der Direktor Mühlhofer hob die rechte Hand zwiſchen den zweiten und dritten Knopf ſeines Rockes und ſagte mit jenem tiefen Stimmklange, den er in ſeinen Heldenrollen anzunehmen pflegte:

„Ich glaube allerdings, daß ſie bei mir nicht ſchlecht aufgehoben ſein wird. Nur ein echter Künſtler kann zugleich ein ausgezeichneter Lehrer ſein. Und ich denke, es hat ſchon Mancher von mir gelernt — Mancher, der heute eine fürſtliche Gage bezieht und deſſen Bruſt mit Orden geſchmückt iſt. — Es giebt Hoftheaterdirektoren, liebſte Hedmondt, doch ich will mich nicht rühmen! Sie haben mich ja geſehen — in den Vorſtellungen wie in den Proben, und Sie werden mir zugeben, daß Ruhm und Auszeichnungen hier auf Erden nicht immer nach Verdienſt vertheilt werden.“

„Und ob ich Ihnen das zugebe, Herr Direktor! — Eine Leiſtung, wie es Ihr Wallenſtein von vorgestern Abend war, habe ich überhaupt noch auf keinem Theater der Welt geſehen. Beſtändig mußte ich an die Worte unſeres großen Schiller denken: „Kunſt und Natur ſei immer nur Eins.“

„Das iſt ja von Leſſing, Mama,“ ſiel Aba unmutig ein, „und außerdem heißt es ganz anders. — Aber wenn ich bei Ihnen engagirt werden ſoll, Herr Direktor, was für eine Gage werde ich denn da bekommen?“

Herr Mühlhofer lächelte mit dem gütigen Lächeln eines überlegenen und nachsichtigen Mannes.

„Wie praktisch Ihre Kleine ist, liebe Hedmond! — Sie wird ihren Vortheil wahrzunehmen wissen, und das ist nicht übel zu einer Zeit, wo man uns Idealisten vom alten Schläge kämpfen und darben läßt. — Nun, ich denke, mein liebes Kind, wir werden uns auch in diesem Punkte schon verständigen. — Lassen Sie uns nur erst ein paar Monate älter sein.“

„Das heißt also: ich werde während dieser paar Monate gar nichts erhalten? Das sind nicht sehr glänzende Ausichten, Herr Direktor.“

„Seien Sie wegen ihres Unverständs nicht böse!“ bat Frau Hedmond. „Sie hat in manchen Dingen noch so naive Vorstellungen.“

„Es ist die glückliche Unschuld der Jugend,“ meinte Herr Mühlhofer freundlich. „Wir können sie darum beneiden, liebste Hedmond, — wir, denen des Lebens rauhe Hand längst die schönsten Illusionen zerstört hat.“

Er senkte und senkte mit schmerzlicher Geberde das Haupt. Ada aber schien noch keineswegs befriedigt, und mit der Hartnäckigkeit, die ihr zuweilen eigen war, würde sie wahrscheinlich auf den ihrer Ansicht nach viel zu oberflächlich behandelten Geldpunkt zurückgekommen sein, wenn nicht ein bescheidenes Klopfen zunächst das Gespräch unterbrochen hätte.

„Schon wieder dieser langweilige Bäckler mit seiner Rechnung!“ senkte Frau Hedmond. „In Gottes Namen denn — herein!“

Aber der da eintrat, war nicht der unbefriedigte Brodlieferant der beiden Damen, sondern es war ihr Zimmernachbar Hermann Wolfhardt, in einen feierlichen schwarzen Besuchsanzug gekleidet und mit ernstem, etwas bleichem und übernächtigem Gesicht.

Er war offenbar nicht darauf vorbereitet gewesen, einen Fremden hier zu finden; denn eine merkliche Verlegenheit zeigte sich in seiner Miene, als er des langen Herrn auf dem Sopha ansichtig wurde.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe,“ sagte er, auf der Schwelle stehen bleibend. „Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen zu einer späteren Stunde meine Aufwartung zu machen.“

Frau Hedmond, die überhaupt ein sehr verwundertes Gesicht machte, war ersichtlich nicht abgeneigt, ihm diese Erlaubniß zu ertheilen; Ada aber schien ein Interesse daran zu haben, daß der nachbarliche Besuch abgethan würde, solange noch ein Dritter zugegen war, denn sie antwortete, ihrer Mutter zuvorkommend, sehr reich und lebhaft:

„Weiben Sie doch, Herr Wolfhardt! — Sie stören uns durchaus nicht; denn ich habe meine hochnothpeinliche Prüfung bereits überstanden.“

Nun mußte sich freilich auch die Schauspielerin entschließen, ihn zum Dableiben aufzufordern und die beiden Besucher gegenseitig vorzustellen.

„Wollen mir die Herren erlauben, sie mit einander bekannt zu machen: Unser Nachbar, Herr Doktor Wolfhardt — Herr Theaterdirektor Mühlhofer, der weltbekannte große Künstler.“

Der Letzgenannte verbeugte sich mit ritterlichem Anstande; Wolfhardt aber sagte einfach und ohne alle Ziererei:

„Sie erweisen mir da eine Ehre, auf die ich noch keinen Anspruch habe, verehrte Frau Hedmond! Ich bin bis jetzt nur Kandidat, und ich werde mir den Doktorhut aller Vorausicht nach auch nicht so bald erwerben, da ich aus gewissen Gründen vielleicht genöthigt sein werde, meine Studien einstweilen zu unterbrechen.“

Niemand hielt es für angezeigt, ihn um die Natur dieser Gründe zu befragen, und es gab ein kleines Schweigen, bis Wolfhardt, den die Anwesenheit des Theaterdirektors unverkennbar beunruhigte, zögernd fortfuhr:

„Sie sprachen von einer Prüfung, Fräulein Hedmond — ist es unbescheiden, wenn ich mich nach dem Ergebniß derselben erkundige?“

„Das Ergebniß ist, daß ich für die Gesellschaft des Herrn Mühlhofer engagirt worden bin,“ erwiderte sie schnell, „wenn auch, wie mir scheint, einstweilen noch ohne Gage.“

„Wirklich?“ fragte er, und es gelang ihm nicht, seine Niedergeschlagenheit ganz zu verbergen. „Es ist also beschlossene Sache, daß Sie zum Theater gehen — und schon jetzt?“

„Ja! — ich denke, es wäre dafür keineswegs zu früh,“ sagte Ada etwas schnippisch, indem sie ihm erst einen mahnenden Blick zuwarf und dann ihr Gesicht zu ihm abwandte. „Uebrigens, Herr Direktor, wann wird denn die große Gastspielreise beginnen?“

„In ungefähr drei Wochen, mein liebes Kind,“ klang die tiefe Stimme vom Sopha herüber. „Ich habe zunächst das Theater in Neustadt für eine Reihe von Vorstellungen gepachtet, und wenn Sie mich ein wenig bitten, gebe ich Ihnen vielleicht schon für die erste Aufführung eine hübsche Rolle.“

Hermann Wolfhardt hatte sich verfährt. Er drehte seinen Hut zwischen den Händen und sah vor sich nieder. Herr Direktor Mühlhofer mochte eine Anwendung von Mitleid für die augenfällige Schüchternheit des jungen Mannes fühlen, denn er fand sich veranlaßt, in freundlicher Herablassung das Wort an ihn zu richten.

„Sie haben, wenn ich nicht irre, meine hiesigen Vorstellungen öfter besucht, mein Herr! — Ich erinnere mich wenigstens, Ihr Gesicht bereits gesehen zu haben, und mein Gedächtniß pflegt mich in solchen Dingen nur selten zu täuschen.“

„Und doch muß es diesmal der Fall sein,“ erwiderte der Gefragte offen. „Ich bin seit langer Zeit nicht mehr im Theater gewesen.“

„Daran thaten Sie sehr unrecht, junger Mann! Es giebt kein besseres Bildungsmittel für Geist und Seele als die Schaubühne — vorausgesetzt natürlich, daß sie nach idealen Grundsätzen und mit künstlerischem Geschmaek geleitet wird. Wenn man, wie ich, sein ganzes Leben an dies hohe Ziel gesetzt hat und wenn man auf Erfolge zurückblicken darf, wie sie mir zu Theil geworden sind, so ist man wohl berechtigt, diese stolze Wahrheit auszusprechen.“

Da ihm Niemand diese Berechtigung bestritt und da nach seinen Worten wieder eine kleine, drückende Stille eintrat, fühlte sich der große Mime bewogen, seine künstlerischen Prinzipien des Näheren zu erläutern und mit sehr bereiteter Ausführlichkeit von seinen mannigfachen Unternehmungen und Wanderfahrten zu berichten. Hervorrufe, Lorbeerkränze und glänzende Regensjonen spielten in diesem Bericht eine gewaltige Rolle; einmal wäre es sogar, wie er mit bescheidenem Lächeln so nebenher andeutete, beinahe zu einem Ausspannen seiner Pferde gekommen, und daß der Herzog von C. nicht auch ihm das Ritterkreuz seines Hausordens verliehen, war ganz allein auf die schändliche Intrigue eines vielgenannten Kollegen zurückzuführen, der angeichts des neu aufgehenden Gestirns für seinen eigenen Ruhm gesürchtet haben mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Schiffbruch.

Von N. Trinius.

[Nachdruck verboten.]

1)

Wie ein gelbleuchtender Damm legen sich die nordfriesischen Inseln vor die Westküste Schleswig-Holsteins. Zwischen ihnen und dem Festlande walt trägt das an Untiefen und Sandbänken so reiche Wattenmeer, jetzt eine glitzernde Wasserfläche, wenige Stunden später, sobald die Ebbe eingetreten ist, ein von Schlick und Tang dicht bedeckter schlammiger Boden. Gefahrvoll und unheimlich ist er für den, der seine Tüden nicht kennt, der nicht der plötzlich aufbrauenden Nebel, des still und wie mit tausend Gangarmen tieflich einschließenden Wassers achtet, das von allen Seiten ihn rücklich umspült, scheinbar tändelnd, lösend, und nun wächst, steigt, die Wege rings verperert, den Boden unter ihm verschlingt und die zu Tod Gehegten endlich frohlockend in die aufgurmelnde Tiefe zieht.

Deslich der alten Frieseninseln aber braust donnernd die grünlichmürende Nordsee seit Jahrtausenden ihre Riesensymphonien. Unaufhörlich, unaufhaltbar wallen ihre mächtigen, von weißen Schaumkämmen gekrönten Wogen gegen den grell leuchtenden Dünenstrand, jetzt im Wechsellichte der zitternden Sonne buntfarbig spielend, dann wieder düster grollend, bobelstgebetend, schredbringend wie das vernichtend einherförmende Geschick. Und Schickal bleibt auch diese See den armen friesischen Eilanden. Seit Jahrtausenden nagt und frist der Wogenschwoll an diesen Inseln, rasillos abbröckelnd, zermürbend, Alles erstickend unter dem eindringenden Dünensande. Jede Sturmfluth reißt Felsen von ihnen ab und begräbt ganze Theile für immer im Meeresgrunde, während der hereinwehende Sand das nutzbringende Heidefeld, die mühsam erkämpfte magere Ackerfrume unter todbringender Last begräbt, während die salzigen Winde jedes freundige Anspitzen von Baum und Busch verhindern. Luft, Wasser und Sand haben Verderben allen Menschenwerken dieser Frieseninseln geschworen. Wo einst Städte und Dörfer sich erhoben, braust heute das Meer darüber hin. Da und dort ragen noch Einzelhütten halb aus dem Sande, verwehte Reste untergegangener Ortschaften. Wie lange noch, und auch sie sind verschwunden!

Und doch wie schön wandert es sich über solche Insel dahin, über die Höhe ihres schmalen, langgestreckten Rückens! Nicht im prangenden Sonnenscheine, sondern wenn die Wolken tief niederhängen und es in der Ferne, wo Wasser und Himmel aufeinander zu stoßen scheinen, unglückschwer wie im Hinterhalte dräuend liegt, bereit, jeden Augenblick mit wildem Kampfesjauchzen herorzubrechen. Hier das unsichere Gesimmer des Wattenmeeres, dort die dunkelgrüne, anbrandende Wogensluth der Nordsee! Wie leises, banges Athmen geht es da über das grüne Hügeland, über das Heidekraut, Moosbeere, Sandgras und allerlei Blumenwolk einen Teppich wob. Hier fällt der Blick in ein Dünenthal, an dessen Ausgang schäumend die See ihre erküsternden Wellen in den Sand rollt; dort ragen sagenumflüsterte Hünengräber und uralte Kultstätten hügelartig auf. Wäven und Kridenten streichend schreiend darüber hin, die wollige Schafsheerde tummelt sich umher, und der Hirt im zerschlienen Gewande starrt schweigend in die Ferne, wo am äußersten Ende des Eilandes, die Sinne täuschend, fahle schroffe Dünen übergroß wie Schneeberge mit heller Kuppe in den gewitter-schwarzen Himmel hineingreifen.

Das ist die echte Poesie dieser Frieseninseln, welche sich noch steigert, wenn im Sturm und Wogendrange, im wilden Aufrihr der Elemente, diese öde, herbe Natur ihre volle schauerliche Schönheit entfaltet.

An einem Herbsttage war es, als zwei Kinder über eine der Inseln schritten, ein hochaufgeschossener Junge von zwölf Jahren und ein Mädchen, das vielleicht zwei Jahre jünger war. Sie schienen es nicht sonderlich eilig zu haben. Das heimatliche Dorf lag bereits hinter ihnen, durch eine Bodenwelle ihren Blicken entzogen.

Der lange Jakob war ein Nachbarskind der blonden, blauäugigen Maiken, ihr Spielgenos und steter Begleiter auf den Streifereien in das Dünengebiet, dort Weere: zu pflücken oder Vogeleier aufzulöbren. Heute aber wollte die kleine Maiken der in einem Strandort an der westlichen Küste wohnenden Bathie einen Besuch abtathen. Das geschah jede Woche fast, und fast immer auch wandelte der lange Jakob mit. Erstens war der Weg so hübsch dahin, und dann konnte die alte Bathie immer so schöne Sagen erzählen, wie keine andere Frau auf der Insel. Da

faß man dann und lauschte mit brennenden Augen und klopfendem Herzen, bis die Sonne purpurflammend drüber in das Meer niedersank. Dann erst schied man mit dem Bersprechen, recht bald wiederzukommen.

Des Deisteren standen die Kinder still und blickten über das grüne Heidefeld und die sich vorlegenden Dünenhügel hinaus in die wogende See, auf deren rollenden Wellen nur vereinzelte Sonnenlichter niederspielten. Unruhig und lärmend flatterten Möven zwischen Wasser und Land, jetzt die blanken Leiber neigend, dann wieder zwischen den Sandhängen der Dünen einher streichend, die Luft mit schrillen Lauten füllend. Einige Fischerboote kreuzten längs der Küste, die rostbraunen, schweren Segel aufgebläht; am Horizonte verkündete eine langgezogene Rauchsäule das Vorüberfahren eines Dampfsschiffes.

Jakob hatte zuerst den entschwindenden Dampfer entdeckt. Er ergriß die Hand des neben ihm schreitenden Mädchens, blieb stehen und fragte, indem er mit der ausgestreckten Linken nach der See hinüberwies: „Siehst Du dort das Schiff, Maiken?“

Die Kleine nickte. „Dorthin gehe auch ich einmal! Erst werde ich Fischer und dann Schiffer. Es soll so schön drauhen in der Welt sein! Da giebt's Berge und Wälder, große Städte und fremde Menschen und Thiere — ganz anders wie hier. Ganz anders!“ Wiederholte er noch einmal leiser, halb für sich, die Augen sehnüchtig nach dem immer tiefer am Himmelsrande entlang ziehenden Schiffe richtend.

Maiken war ein Weilschen ganz still geblieben. Nun hob sie die wasserhellen Augen zum langen Jakob empor.

„Ja, ja! Vater hat auch schon von da drauhen erzählt. Aber hier ist's auch schön, Jakob! Sieh doch nur die bunten Blumen! Ich möchte mich immer hineinlegen und nichts weiter thun, als in den Himmel gucken. Ich möcht' nie fort von hier! Das Meer ist böse, und Viele kommen nicht wieder.“

Jakob nickte langsam, die Augen unverwandt über das Wasser gerichtet. Dann sprach er ruhig und ohne sich umzusehen: „So darf man nicht denken, Maiken!“

Sie gingen weiter. Nach einer Weile erschien ein gut Stück vor ihnen am Beginn eines Dünenhales der Umriß eines hochsatteligen Rohrdaches.

„Dort wohnt die Bathie!“ rief Maiken. „Siehst Du, Jakob, mein Onkel ging auch in die Welt und erkrank. Und vor vier Jahren folgte sein jüngerer Sohn, der Peter. Der ist nicht wiedergekommen und wird auch im Meere liegen. Nun hat die arme Tante nur noch den Harro.“

Jakob sagte nichts darauf, sondern setzte seinen Weg fort, bis er vor einem mähigen, grasbedeckten Hügel stand. Den stieg er hinauf und ließ sich dann nieder.

„Komm, Maiken!“ rief er zurück. „Hier sieht man besser. Sernach laufen wir dafür das letzte Stückchen schneller.“

Nun sahen die beiden Nachbarskinder nebeneinander und blickten mit hellen Augen auf das unruhig brandende Meer. Leise strich der Wind landein durch die Heide zu ihren Füßen. Da und dort grüßte ein Kirchturm herüber, Dächer kündeten stille Ortschaften an. Eine Lerche sang hoch über ihnen in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein türkischer Damen-Kaffee. Der Strand am blauen Bosporus ist nun verlassen, die schönen Gärten sind leer und still geworden. Bevor jedoch die letzten Sommergäste Abschied nahmen, verlebte man noch einige reizende Nachmittage an Bord der verschiedenen Kriegsschiffe, und die Gattin eines hohen türkischen Staatsbeamten ließ es sich nicht nehmen, in ihrer Sommer-Kessdne, einem wunderbar gelegenen „Schloß am Meer“, den Damen ein kleines Abschiedsfest zu geben. Die Gäste erschienen um 7 Uhr, die Türinnen von breiten Reggen, die Ausländerinnen von ihren Josen begleitet. Erstere entledigten sich nun im Vorzimmer nicht nur ihres „Burnus“, sondern auch ihrer „Babuschen“ (türkischer Morgenschuhe), an deren Stelle sie elegante Mlaspantöffchen anzogen. Dann versammelte man sich in den von roth Wachskerzen hell erleuchteten Salons, die mit der dem Orientalen unentbehrlichen Neppigkeit und sinnverwirrenden Pracht ausgestattet waren. Eine duftgeschwängerte Luft durchzog die luxuriösen Räume: der stark, etwas betäubend wirkende Wohlgeruch rührte von kostbarem Maucherwerk her. Mit vielen liebenswürdigen Redensarten empfing die Herrin des Hauses ihre Gäste. Doch da gab es kein Händedrücken und Klüssen, wie es in andern Ländern üblich ist. Jede Dame ligte, sobald sie eintrat, mit einer graziosen Bewegung die Hand auf das Herz, den Mund und die Stirne, was jowiel bedeuten

fol, als: „Ich bin Ihnen ergeben mit Herz, Mund und Sinnen.“ Wenn diese Geberde von einem reizenden Lächeln und einem strahlenden Blicke der schönen, dunklen Augen begleitet ist, dann hat die Begrüßung der Türkin etwas unendlich Bezauberndes. Nachdem die Gesellschaft auf Divans, Teppichen und — da mehrere Ausländerinnen anwesend waren — auch auf Stühlen Platz genommen hatte, wurde der Kaffee in flachen Schalen nebst Confituren, verdufteten Früchten und Zigaretten herumgereicht. Die Damen machen sich gegenseitig Komplimente über die Schönheit und Eleganz ihrer Kleider, von denen einige außerordentlich prächtig waren und wohl ein kleines Vermögen kosteten. Die Roben der Türkinen gaben denen der Ausländerinnen nichts nach an Kostbarkeit und eigenartiger Schönheit. Die lange „Tunique“ mit den offenen Ärmeln und den weiten Pantalons waren aus den werthvollsten orientalischen Brocat- und Seidenstoffen hergestellt und überreich mit edlen Goldstickereien und Juwelen geschmückt. Nach dem Kaffee erschienen langende Oualiken, die von wahrhaft blendender Schönheit waren. Nachdem zwei Stunden unter Geplauder und harmlosem Amusement vergangen waren, gab die Wirthin das Zeichen zum Aufbruch, indem sie in die Hände klatschte und „Chalva yel“ ausrief. Auf diesen Ruf eilten Dienerinnen mit dem „Abschiedstuche“, einem duftenden, mit Schlagfahne bedeckten Tortengebäck, herein. Als man auch von dieser Kederei zur Gemüthe gelöst hatte, wurden silberne Schüsseln mit Rosenwasser herumgereicht. In diese wohlriechende Flüssigkeit tauchten die Damen ihre zarten Fingerspitzen und trockneten sie an den feinen, ebenfalls parfümirten Tüchern, die ihnen die Dienerinnen hinreichten, und damit war das Fest zu Ende.

Brautwahl in Rußland. In jenen Ländern Europas, in denen sich uralte Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gehört in erster Reihe Rußland. Ein bekannter Ethnograph, der das Innere Rußlands bereist hat, schildert eine noch aus uralter Zeit herstammende eigenartige Brautwahl folgendermaßen: Auf den Dörfern im Innern Rußlands herrscht um die Weihnachtszeit eine alte Sitte, deren Folgen oftmals für zwei Menschenleben verhängnisvoll geworden sind, sei es zur Freude oder zum Leid. Gewöhnlich kündigt einer der angelegensten Bauern im Orte an, daß die Festlichkeit bei ihm abgehalten werden wird, und eifrig begeben sich alle jungen Männer aus der Umgegend in das göttliche Haus. Ihnen folgen in geheimerer Langsamkeit, aber nicht weniger eifrig die Dorfschönen. Es wird getanzt und gesungen, Spiele werden veranstaltet und Räthsel gerathen — Alles dies ist aber nur das Vorspiel zu dem großen Ereignis, wo der Zufall zum Handlanger der Liebe gemacht wird. Wenn die richtige Stunde gekommen ist, giebt die Wirthin ein Zeichen und giebt sich dann, begleitet von sämtlichen jungen Mädchen, in ein anderes Zimmer zurück. Dort setzen sie sich auf lange Bänke, und die Hausfrau umhüllt jede mit breiten Stoffstreifen. So fest werden die Mädchen eingewickelt, daß ihre Haare und Gesichtszüge vollständig unsichtbar sind, dann folgen Hals, Schultern und Arme und die ganze Figur, bis die Gestalt mehr einem großen Würfelfund, als einem erwachsenen Menschen gleicht. Dies sind die Vorbereitungen. Die Handlung spielt sich ab, wenn die jungen Männer, einer nach dem andern, wie es vorher durch das Loos bestimmt wird, in das Zimmer treten. Jeder Einzelne nähert sich der Reihe von verkleideten Schönen und sieht sie pensiv an. Augen und Ohren nützen nichts, nur die Berührung kann helfen. Das Auge des verwirrten Verehrers sucht durch die verhüllenden Falten hindurchzudringen, um die Persönlichkeit seines Ideals ausfindig zu machen, und wenn er endlich seine Wahl getroffen hat, erklärt er das Vorrecht, die unwickelten Tücher loszulösen und sich von der Identität seiner Erwählten zu überzeugen. Und jetzt kommt der große Moment — der Moment des Entschlusses oder der Verzweiflung, wenn sich Seele zu Seele in einem Liebesblick findet, oder wenn die Enttäuschung aus dem unterdrückten Seufzer und dem geknickten Auge spricht. Die Sitte erheischt, daß sich die so zusammengedrückten Paare mit einander vernähmen und wenn dies einem der beiden Beirtheiligen nicht recht ist, hat er eine schwere Geldbuße zu zahlen. Aus dieser Lotterie sollen eben so viel glückliche Ehen hervorgehen, wie aus andern Verträgen, denen eine lange Werbung vorangegangen ist.

Das neueste Schmuckstück der Amerikanerinnen ist eine kleine, silberne — Pfeife, und der neueste Sport ist, diese Pfeife so viel wie möglich zu benutzen. Man stellt diesen modernen Luxusgegenstand in den kostbarsten Formen her. Es giebt Pfeifen mit Mundstücken aus Eisenbein, Onyx und Gold, mit kostbaren Steinen besetzt und mit dem Monogramm der Besizerin geziert. Am beliebtesten ist aber die einfache silberne Pfeife ohne besondere Ausschmückung, man trägt sie am Armband. Dann giebt es aber etwas größere Pfeifen mit zwei glatten Oberflächen, die im Innern eine Miniatur-Uhr oder auch nur einfach einen Compaß enthalten. Der Ton ist entgeglichschallend und für die Nerven nicht besonders angenehm. Die Damen bedienen sich der Pfeife, um eine Drohsache heranzurufen oder vom Munde herab durch Pfeifen anzumelden, daß eine Madlerin des Weges kommt.

Väterliche Betrachtung.

Wer ein geliebtes Söhnlein hat
Als Schüler in der Mufensstadt,
Als Kriegsmann in dem Waffenkleid,
Das schreibt zu ungewohnter Zeit,
Der merke, wie das theure Kind
An's Väterchen den Brief beginnt.

Geist's: „Lieber Vater!“ einfach, sichtlich,
So fürcht' des Briefes Inhalt nicht.
Ganz anders aber stellt sich's dann,
Kängal's „Liebster, bester Vater!“ an.
Dann rath' ich: Auf den Stuhl gesetzt!
Die letzte Seit' lies nicht zuletzt,
Lies sie zuerst — und dann gefakt
Bernimm, was Du zu wissen hast!
Rehn gegen ein's weilt' ich, Papa,
Vom Sohn ist eine Bittschrift da!
Se jählicher die Ueberschrift,
Se härter es den Beutel trifft.
Doch sei getroßt! Dreht sich's um viel,
Dann kommt die Mutter mit in's Spiel,
Und wer wird dann hartherzig sein,
Wenn Anwalt ist das Mütterlein?! —
Schimpf' Dich recht aus — und dann besag!
Und dent: Auch ich war jung einmal!
E. Rittershaus. (Blieg. Bl.)

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisrechnungen nach Auswahl vorbehalten.

— Von **Welshagen u. Klafings Monatsheften** liegt uns das 3. Heft des neuen Jahrgangs vor. Auch dies Heft ist vortheilhaft ausgezeichnet durch eine glückliche Verbindung des Tertinhalt's mit dem reichen bildlichen Schmud, der, im Gegensatz zu der Mehrzahl unserer modernen illustrierten Blätter, den Lesestoff nicht zurückdrängt, sondern ihn nur begleitet. Auch der ernster gerichtete Leser findet in diesen Heften stets eine fesselnde Lektüre, die vielfach eng an die unsere Zeit bewegenden Fragen anschließt; so hier u. A. einen vortrefflichen Artikel von Dr. Charpentier über „Die britischen Kolonien und ihr Mutterland“ und eine interessante Arbeit von Mich. Wahrenholz über „Molière und Ludwig XIV.“ Sehr amüßant schildert der feinsinnige Novellist Hans Hoffmann „Wie ich Schriftsteller geworden bin“; der schweizerische Schriftsteller F. C. Heer beschreibt die zur Zeit im Bau begriffene „Jungfrauabahn“ in einem von zahlreichen Abbildungen begleiteten, sehr instruktiven Aufsatz und E. Fischer plaudert über den berühmten Eichenhain der Serpentara, ein Stück deutscher Erde auf italienischem Boden; bekanntlich steht die Serpentara als eine Stiftung der deutschen Künstlerkolonie in Rom unter dem Schutz des Deutschen Reiches. Alle Theaterfreunde dürfte über eine kleine Studie über Pauline Conrad, die treffliche Berliner Hofschaupielerin, um so mehr interessieren, als sie eine ganze Reihe von Photographien bringt, welche die Künstlerin durch ihre ganze Laufbahn vom zehnjährigen Kinde an bis zu den Glanzleistungen als Puck und als Vangelot begleiten. Von den Erzählungen wird die Novelle „Wilibald Meisz“ von Ernst Cäferin bis zu ihrem überraschenden Schluß fortgeführt, der Roman, „Die Schuldigen“ von Ida Boy-Ed, der sich immer mehr zu einer großartigen psychologischen Studie ausgehaltet, geht noch in die nächsten Hefte über; eine kleinere sehr anmuthige Skizze „Gumpelstetischen“ von A. Andrea liegt in dem Heft abgeschlossen vor.

— Ein reindeutsche Kolonie in Chile ist **Baldivia**, am linken Ufer des Calle-Calle-Flusses und auf der Ostseite der Insel Teja gelegen. Wenn man durch Baldivias Straßen, insbesondere am Quai des Flusses und am Ufer der Teja-Insel wandelt, wird man bedeutsam von dem eigenthümlich interessanten Leben und Wirken dieser Stadt ergriffen. Dieses Baldivia, an geographischem Umfang so klein, von kaum 7000 Menschen bewohnt, bietet in seiner, im Land beispiellosen Emsigkeit und Erwerbsamkeit das Bild einer belebten Fabrikstadt. Und das Alles ist dem deutschen Elemente zu danken, wie es in Wort und Bild ein hochinteressanter Aufsatz im neuesten Hefte der allbekanntesten Familienzeitschrift „Zur Guten Stunde“ darlegt. (Deutsches Verlagshaus Bong u. So., Berlin W. 57. Preis des vierzehntagesheftes 40 Pfg.) Aus den übrigen Darbietungen des Heftes, deren gediegene Fülle wiederum besonders hervorzuheben, erwähnen wir nur „Moderne Kavallemeister-Typen“ mit den Porträts von Mud, Mahler und Nikisch, „Laucherschulen“, „Fischerrei und Fischfang in China“, die textlich wie bildlich mustergerüstigt sind. Unsere Frauen dürfte als zeitgemäß besonders der Artikel „Kleine Weihnachtsgebente“ interessieren in der Abtheilung „Für unsere Frauen“, die an Wissenswerthem auf allen Gebieten der Hauswirtschaft, Gesundheitspflege u. s. w. wiederum besonders reichhaltig ist. Die Illustrationen des Heftes sowohl, wie der Gratisbeilage „Illustrirte Klassikerbibliothek“, welche Vuhwers „Die letzten Tage von Pompeii“ fortsetzt, stehen auf der bei dieser Zeitschrift längst gewohnten höchsten Stufe künstlerischer Vollendung.

— Der **H. v. Deckersche Damenkalender**, auch — seiner Porträts aus der Hohenzollern-Familie wegen — „Hohenzollern-Kalender“ genannt, ist für 1898 in seinem 37. Jahrgange erschienen. Derselbe bringt diesmal das Stahlstichporträt Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Leopold; außer seinem Kalenderium auch den Geschichtskalender, eine Anthologie und neben der Genealogie noch andere brauchbare Notizen. Die Ausstattung des reizenden Kalenderschens ist, bei einem Preise von 2,50 Mark, hochlegant.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben., Monatsheft und Briefe von Otto Egele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

